

DARCY COATES

WHERE  
HE CAN'T  
FIND  
YOU

Aus dem Amerikanischen von Claudia Rapp

FESTA

Die amerikanische Originalausgabe *Where He Can't Find You*  
erschien 2023 im Verlag Sourcebooks Fire.  
Copyright © 2023 by Darcy Coates

1. Auflage September 2025  
Copyright © dieser Ausgabe 2025 by  
Festa Verlag GmbH  
Justus-von-Liebig-Straße 10  
04451 Borsdorf  
Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:  
shop@festa-verlag.de

Published by Arrangement with  
SOURCEBOOKS LLC, NAPERVILLE, IL 60563 USA  
Dieses Werk wurde vermittelt durch die  
Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30161 Hannover.

Titelbild: Blunt Design / 99Designs  
Illustrationen: Skylar Patridge  
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-98676-224-7  
eBook 978-3-98676-225-4

TEIL I

ON

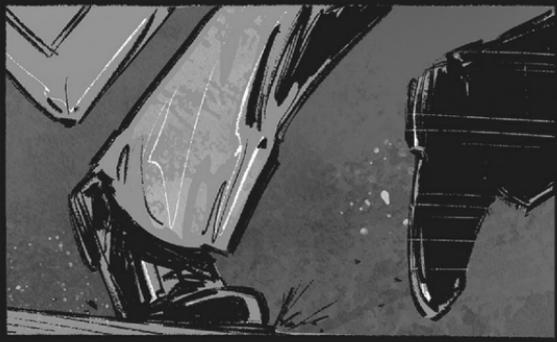
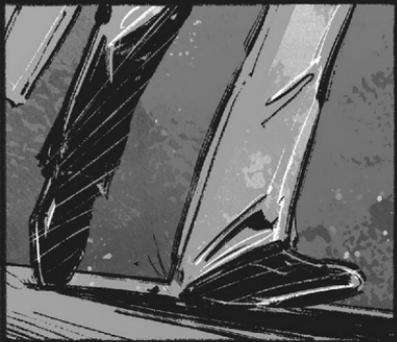
A black and white illustration. At the top, a glass jar is broken, with a dark, viscous liquid spilling out onto a textured, cracked surface. A white thread is draped across the spill. In the center, a piece of paper with a torn edge contains the text. The background is filled with scattered leaves and small dark spots, suggesting a dark, possibly outdoor or subterranean environment.

ER REISST DICH IN FETZEN  
IM DUNKEL DER NACHT  
SEINE NÄHTE VERNETZEN  
DICH FEST - UND ER LACHT

## REGEL NUMMER 1

BLEIB DRINNEN, SOBALD ES DUNKEL WIRD, ODER DU WIRST GESCHNAPPT.





# VORHER



Die Luft war modrig, stechend kalt und schwer vor Feuchtigkeit, die mit jedem Atemzug in ihre Kehle drang, so dicht, dass es sich anfühlte, als wollte sie January ersticken.

Sie kroch durch die Dunkelheit, während scharfe Felskanten ihre Handflächen, ihre Knie, ihre Schulterblätter aufschürften. Sie zuckte zusammen, ließ sich noch tiefer hinab und zog den Kopf ein, um durch den schmalen, engen Tunnel zu passen. Ihre Hände tasteten sich vor, um einen Weg vorwärts zu finden.

Wie lange war sie schon hier unten, in der Dunkelheit, in der Kälte, wo alles klamm und feucht war?

Tage?

Wochen?

Sie durfte nicht innehalten, musste in Bewegung bleiben. Das Ding im Dunkeln würde schon bald zurückkommen, um sie zu holen. Und sie glaubte nicht, dass sie es beim nächsten Mal überleben konnte.

Ihre Finger berührten etwas Zartes, Ekelhaftes. Fäden, die sich vor ihr im Dunkeln kreuz und quer spannten. Sie waren dünn wie Spinnweben und glitschig von der Feuchtigkeit. Als sie versuchte, sie beiseitezuwischen, wollten sie einfach nicht reißen.

Sie konnte sie nicht sehen, aber sie wusste, welche Farbe sie hatten. Rot. Es waren immer rote Fäden. Sie verliefen

durch das Labyrinth, fingen Tropfen aus der Luft, wickelten sich über die Felsen und waren ineinander verwoben. Sie schnitten in Januarys Haut, wenn sie versuchte, mit Gewalt an ihnen vorbei- oder durch sie hindurchzugelangen. Schnitten in ihren Hals, in ihr Gesicht, in ihre tauben Finger.

Ein entferntes Geräusch gesellte sich zum Hintergrundlärm aus tropfendem Wasser und ihren eigenen unstillen, im engen Tunnel widerhallenden Atemzügen. Januarys Herz machte einen Satz und bebte hektisch in ihrer Brust. Sie schlug sich eine Hand über den Mund und versuchte verzweifelt, ihren Atem zu dämpfen.

Es konnte nicht gut im Dunkeln sehen. Im Labyrinth gab es kein Licht; January hatte nun schon so lange ins Nichts gestarrt, dass sie angefangen hatte zu halluzinieren, dass sich um sie herum Dinge bewegten. Unnatürlich geformte Gestalten tanzten über die Felswände, verspotteten sie und verschwanden dann, sobald sie direkt hinsah.

Das Geräusch ertönte erneut: Hände, die sich an Felsen abstützten, während es näher heranrobbte, sich vorwärtszog. Das Schaben von Haut gegen Haut. Ein trockenes, hohles Ausatmen.

Es konnte nicht gut sehen, aber es konnte hören und riechen.

Es wusste, wo sie war.

Die Angst war stärker als der Verstand. January warf sich nach vorn, kämpfte sich weiter. Sie spürte gar nicht, dass die Felskanten ihr die Handflächen aufschnitten, spürte auch nicht den Blutstropfen, der ihr über die Wange rann. Aber sie fühlte, wie die Fäden sich enger um sie zogen, während sie sich darin verfang.

Sie hatte sich direkt in sie hineingestürzt. January drängte weiter und versuchte, sich daraus zu befreien, zappelte dabei

wie ein Insekt in einem Spinnennetz. Einige der Fäden rissen, verschafften ihr gerade so viel Spielraum, dass sie sich ein paar Zentimeter vorwärtsbewegen konnte, dann noch ein Stück, bis sie fast durch das Netz der roten Fäden hindurch war ...

Eine kalte Hand schloss sich um ihr Bein. January blieb gerade noch genug Atem, um zu schreien. Dann zerrte das Ding in der Dunkelheit sie zurück zu sich, und ihre Stimme verklang im Nichts.



»Willst du was Schlimmes sehen?«

Als Abby aufwachte, klebte ihr die Kleidung an der Haut, der Schweiß war eiskalt. Ihr Atem kam als raues Keuchen, während sie ins Dunkel starrte, das ihr Zimmer flutete.

Die erste Warnung waren immer die Albträume. Sie kamen vor allen anderen Zeichen – vor den Vögeln, die vom Himmel herabstürzten, vor den Straßenlaternen, die alle gleichzeitig erloschen, vor der Krankheit.

Vor dem Verschwinden der Menschen.

Sie streckte die Hand nach ihrem Nachttisch aus und drehte die Uhr um, damit sie sie sehen konnte. Viertel nach vier. Sie beobachtete, wie der Minutenzeiger sich bewegte, um sicherzugehen, dass die Zeit noch im Takt war. Die Technik versagte jedes Mal, wenn es richtig schlimm wurde.

Sie hatte nun schon seit fast zwei Wochen Albträume. Aber dieser war der schlimmste bisher gewesen – eine Erinnerung an jene Nacht bei Jessica. Es hatte eine Übernachtungsparty mit mehreren Mädchen werden sollen, aber Abby war als Einzige gekommen. Sie und Jessica hatten eine halbe Stunde lang am leeren Esstisch gegessen, keine Eltern in Sicht, bevor Jessica die vernichtende Frage gestellt hatte.

»Willst du was Schlimmes sehen?«

Das war das erste Mal, dass Abby eine Leiche gesehen hatte.

Aber nicht das letzte Mal.

Jetzt war ihr Mund trocken wie Papier. Der Schweiß ließ ihre Haare hinten im Nacken kleben, als sie aus dem Bett glitt. Die hölzernen Dielen knackten, als sie aus ihrem Zimmer schlich und über den Flur zu dem ihrer Schwester ging.

Hope lag auf dem Bauch, einen Arm über dem Kopf, die Decken verknäuelte.

Das Fenster über ihrem Bett war einen Spaltbreit geöffnet. Hope mochte es, nachts die kalte Luft zu spüren, aber eigentlich sollten sie – durften sie – weder Türen noch Fenster oder sonst irgendwas nach Einbruch der Dunkelheit unvergeschlossen lassen. Abby wollte ihre Schwester nicht wecken, also machte sie sich geräuschlos daran, das Fenster hinabzuziehen und zu verriegeln.

An der gegenüberliegenden Wand, nahe der Tür, stand Hopes Schreibtisch. Darauf ihre Ausstattung inklusive Webcam, Ringlicht und Computer, welcher mit der Schnittsoftware klarkam, die sie brauchte, um ihre Videos zusammenzustellen. Auch jetzt, da die Technik ja zunehmend unzuverlässig funktionierte, war es Hope ernst mit dem Vorhaben, daraus eine Karriere zu machen. Und Abby glaubte, dass sie womöglich wirklich die Chance dazu hatte.

Als Hope angefangen hatte, Videos zu posten, hatte es sich angefühlt, als würde sie in den leeren Äther rufen. Sie bekam jedes Mal eine Handvoll Views, aber keine Likes. Keine Kommentare. Später gab sie zu, dass sie kurz davor gewesen war, aufzugeben, als ihre ersten Fans auf sie aufmerksam wurden. Zuerst waren es nur fünf Accounts – aber jene fünf Menschen schauten sich jedes einzelne Video an und kommentierten auch jedes Mal, wollten mehr. Also filmte sie weiter. Postete weiter.

Inzwischen hatte sie fast 2000 Abonnenten. Die ersten kleinen Sponsoren-Deals waren erfolgt. Und diese ersten fünf Follower waren immer noch da, freuten sich immer noch über jedes neue Video, und Hope antwortete ihnen auch immer und bedankte sich bei ihnen.

Abby hatte Hope nicht gesagt, dass diese fünf Accounts alle ihr gehörten. Wahrscheinlich würde sie das niemals tun.

Sie verließ das Zimmer auf leisen Sohlen. Am Ende des Flurs war das Zimmer ihrer Mutter, die Tür war nicht ganz geschlossen. Abby schlang die Arme um die Brust, während sie näher herantrat und sich vorbeugte.

Mondlicht drang durch die dünnen, zerschlissenen Vorhänge, ließ die Kanten der Silhouette ihrer Mutter klar hervortreten. Diese saß am Ende ihres Bettes und starrte die Wand an.

Das Licht reichte kaum aus, ihr langes, ungewaschenes Haar sehen zu können. Die harten Züge ihrer schmalen Lippen. Ihre lange, zartgliedrige Nase.

Abby hatte kein Geräusch gemacht. Hatte nicht einmal geatmet. Aber ihre Mutter schien ihre Gegenwart dennoch zu spüren. Sie drehte sich abrupt um, ein Auge blitzte in dem kalten Licht auf. Abby entfernte sich rückwärts, die Zunge zwischen die Zähne gepresst.

Sie erlaubte sich erst wieder einen Atemzug, als sie in ihrem eigenen Zimmer war. Dann rollte sie sich in ihrem Bett zusammen, die Knie bis zur Brust gezogen.

Sie würde in dieser Nacht keinen Schlaf mehr finden. Sie griff nach ihrem Telefon und war dankbar, als der Bildschirm nach einem ganz kurzen Flackern hell wurde.

Sie tippte auf die Gruppe mit dem Namen *Jackrabbits*, öffnete den Chat und tippte: *Irgendjemand wach?*

Eine Antwort von Rhys. *Bin hier.* Und dann, fast sofort im Anschluss: *Alles okay?*

Er fragte immer. Jedes einzelne Mal. Abby konnte praktisch vor sich sehen, wie er die Schultern hochzog und wie sein Blick sich verdüsterte, so wie es immer der Fall war, wenn er spürte, dass Gefahr im Anzug sein könnte. Niemand von ihnen nahm eine mögliche Bedrohung auf die leichte Schulter, aber er hatte ein besseres Gespür, eine feinere Antenne dafür als jeder andere in ihrer Gruppe. Dadurch war er stets auf der Hut, immer vorsichtig.

Abby konnte es ihm nicht verdenken.

Wenn man bedachte, was der Stitcher seinen Eltern angetan hatte.

*Alles in Ordnung*, schrieb sie zurück, und sie kannte ihn gut genug, um sich vorzustellen, wie seine Anspannung langsam wieder nachließ. Sie zögerte, fügte dann aber hinzu: *Ich hatte einen Albtraum.*

*Ich auch*, schrieb er. Schlimme Nacht.

*Ja*. Abby drehte sich auf den Bauch und zog die Decken über sich zusammen. Sie mochte allein hier in ihrem Zimmer sein, aber der Gruppenchat sorgte dafür, dass sie sich nicht gänzlich abgekoppelt und im freien Fall fühlte. Sie brauchte die anderen ebenso sehr, wie die auch sie brauchten.

Eine neue Nachricht erschien, diesmal von Riya. *Hey Leute*. Gefolgt von: *Rhys?*

Er antwortete mit einem schlichten Fragezeichen.

Eine lange Pause entstand. Riya überlegte offenbar sehr genau, was sie als Nächstes schrieb. Abby spürte, wie sich ein flaes Gefühl in ihrem Magen breitmachte, während sie wartete. Ein Flackern wie von weißem Rauschen tauchte auf der unteren Hälfte ihres Displays auf, verschwand aber gleich wieder.

Dann erschien Riyas nächste Nachricht: *Kannst du gerade schlechte Neuigkeiten ertragen?*

Seine Antwort kam schnell und eindeutig. *Ja. Was ist passiert?*

Abbys Unbehagen wurde stärker.

*Ich glaube, sie haben eine Leiche gefunden.* Auch Riyas Gesicht sah sie vor sich, bekloffen und angespannt und verängstigt. *Bei uns fuhr gerade die Polizei vorbei, Richtung Breaker Street.*

Wieder entstand eine Pause. Sie mussten die Nachricht verdauen.

Rhys antwortete als Erster.

*Okay. Treffen wir uns.*



Abby schob nur noch rasch einen Zettel unter Hopes Tür hindurch, auf den sie geschrieben hatte, wo sie hingehen würde.

Das war eine ihrer Regeln: nicht weggehen, ohne jemandem Bescheid zu sagen.

Ihr silbernes Rad wartete an die Hauswand gelehnt auf sie. Sie lief damit zur Straße, stieg dann auf und fuhr auf die Hauptstraße zu.

Wenn jemand etwas Nettes über Doubtful, Illinois, sagen wollte, dann nannte er oder sie den Ort ein fahrradfreundliches Städtchen. Aber im Grunde war damit lediglich gemeint, dass Autos zu unzuverlässig waren. Die meiste Zeit über liefen sie, funktionierten wie erwartet. Aber manchmal würgte man den Motor ohne Vorwarnung einfach ab. Oder der Wagen kam abrupt zum Stehen, obwohl niemand auf die Bremse getreten war. Oder das Auto sprang schlichtweg nicht an.

Die Mechaniker im Ort schauten sich das betreffende Fahrzeug an und sagten: *Es hat den Flattermann*. Das war ihr Ausdruck dafür, dass sie keinen technischen Fehler finden konnten, der Wagen aber einfach nicht laufen wollte.

Und es waren ja nicht nur Autos. Telefone waren unzuverlässig. Straßenlaternen gingen plötzlich aus, Fernseher zeigten weißes Flimmern oder eine kranke Mischung aus zwei

einander überlappenden Sendern, bei denen Ton und Bild zu einem doppelten Brei wurden.

In Doubtful gingen Dinge eben leicht kaputt.

Das galt allerdings nicht für Fahrräder. Reifengummis, Speichen und Backenbremsen brauchten keine Elektrizität, also ließ die zersetzende Wirkung des Ortes sie in Ruhe. Wenn man sicher sein wollte, dass man hier von A nach B kam, dann fuhr man Fahrrad.

Abbys Atem kam in heißen, hastigen Zügen, wirbelte in immer größeren Kreisen hinter ihr fort. Sie radelte schnell, spürte die Luft, die um ihren Körper strich wie in einem Trichter, während ihre Beine mit der Anstrengung immer wärmer wurden und sie sich in diesem Augenblick fühlte, als könnte sie schneller sein als die Dunkelheit, ihr davonfahren. Eine Laterne hinter ihr blinkte und erlosch dann, als wäre es eine Kerze, der man die Luft zum Brennen genommen hatte. Sie fuhr noch schneller.

Es war immer noch eine ganze Weile hin bis zur Morgendämmerung. Die Häuser rings um sie lagen im Dunkeln. Wenn kein Licht brannte, war es manchmal schwer zu sagen, in welchen davon Menschen im Schlaf lagen und welche seit Jahren verlassen waren.

Ein Schatten raste auf sie zu, war wie ein Phantom aus einer der Seitenstraßen aufgetaucht. Er flog näher heran, bis er neben ihr fuhr und sich ihrer Geschwindigkeit anpasste. Im aufscheinenden Licht der nächsten Laternen konnte sie sein dunkles Haar und die wilden, aufmerksam spähenden Augen erkennen. Rhys.

Sie wechselten einen Blick und konzentrierten sich dann wieder auf die Straße vor ihnen.

Geh nicht allein. Das war eine weitere Regel der Jackrabbits. Rhys hätte auch eine direktere Route zur Breaker Street

nehmen können, aber er hatte stattdessen den längeren Weg gewählt, um mit Abby zu fahren.

Der Asphalt unter ihnen verschwand. Rhys trat mit genau derselben Kraft wie sie in die Pedale, und sie blieben gleichauf, kannten jede Kurve, bis das rostige Straßenschild aus der Düsternis auftauchte und die Breaker Street ankündigte.

Abbys Lunge brannte vor Anstrengung, aber es war ein guter Schmerz. Er sagte ihr, dass sie am Leben und in Bewegung war. Dass ihr Körper stark war. Sie ließ das Rad ausrollen und stützte dann einen Fuß auf, während sie die Straße hinaufstarrte.

Die Lichter blitzten rot und blau, erhellten den Asphalt und die verwaschen wirkenden Häuser. Sie zählte drei Streifenwagen und zwei Krankenwagen, alle schräg und hastig auf einem Rasen geparkt, der schon lange vertrocknet und von mickrigem, raschelndem Unkraut überwuchert war.

Breaker Street war eine Wohnstraße, grenzte aber direkt an eine Reihe gewerblicher Hallen: würfelförmige Gebäude mit vergitterten Fenstern und flachen Dächern. Die Bauten in dieser Gegend waren alle zur gleichen Zeit – Jahrzehnte bevor Abby geboren wurde – errichtet und dann vernachlässigt worden, um langsam herunterzukommen.

Rhys berührte sie sacht am Arm, um ihre Aufmerksamkeit zu gewinnen, und nickte dann zu den Geschäften auf der anderen Straßenseite hinüber. Zwei Gestalten standen im Schatten der Gebäude. Riya, klein und starr, die Haare straff geflochten, hatte einen Arm erhoben, um sie herüberzuwinken. Direkt hinter ihr stand Connor, das lockige, flachsblonde Haar vom Schlaf zerzaust, während seine großen Zähne auf seiner Unterlippe kauten, um so seiner Nervosität Herr zu werden. Abby und Rhys überquerten

schweigend die Straße, um sich zu den beiden anderen zu gesellen.

»Da ist eine Leiter«, flüsterte Riya, als sie drüben ankamen. Im hektisch wechselnden blau-roten Licht wirkte selbst ihr warmer Teint blass und fremd. Sie nickte zu der Werkstatt hinter ihnen. Dort wurden früher einmal Schilder gemalt, aber nun stand das Gebäude bereits seit mehr als einer Dekade leer. In den beschlagen aussehenden Fenstern hing immer noch Werbung und versprach 40 Prozent Rabatt auf alles. »Vielleicht können wir von weiter oben besser sehen.«

Rhys blickte die Eisenleiter hinauf, die an der rückwärtigen Wand des Gebäudes angeschraubt war. »Gut entdeckt«, sagte er.

Sie ließen die Räder an der Rückseite des Ladens stehen, wo es unwahrscheinlich war, dass man sie sehen würde. Die Firmen und Geschäfte entlang dieses Straßenabschnitts, direkt hier am Stadtrand, waren schon lange sich selbst überlassen worden. Rost fiel in Flocken von der Leiter, als Abby hinaufstieg, und die Wand war voller Risse, die im Zickzack den Steinkanten folgten, die unter dem Beton verborgen lagen wie die Landkarte einer geheimen Stadt. Sie erreichte das obere Ende und schwang die Beine über die halbhohe Dachmauer.

Das Flachdach war leer und unbewachsen, abgesehen von haufenweise verrottendem Laub in den Ecken und einem Stapel alter Kisten und zurückgelassener Möbel, die zum Wegwerfen gedacht gewesen waren, aber dann offenbar vergessen wurden. Die niedrige Mauer verlief einmal ringsherum wie eine Brustwehr, und Abby hielt den Atem an, als sie das Dach überquerte, um von der Vorderseite einen besseren Blick auf die Straße zu bekommen.

Auf der anderen Seite der Hauptstraße war an der Breaker Street eine Menge los. Abby ging in die Hocke und stützte die Arme auf die Brüstung, während ihre Freunde sich neben ihr niederließen.

Die Häuser entlang der Straße sahen aus, als wären sie alle derselben Backform entsprungen: Präriestil mit ausgetretenen Veranden und Fensterläden, ringsum jeweils ein Lattenzaun, sodass der allgegenwärtige Rasen in gleich große Portionen geteilt wurde.

Sie mochten einmal schön ausgesehen haben, aber die Breaker Street war längst dem Lauf der Zeit und der Gleichgültigkeit erlegen. Die Zäune sackten nach innen, und die Grasflächen hatten ihre Farbe verloren. In einem der Gärten ein Stück weiter war Kinderspielzeug liegen geblieben: Dreiräder und eine kleine Rutsche aus Plastik, von Unkraut überwuchert.

Die Polizeiautos parkten alle vor einem der schlimmsten Häuser. Auf dessen Veranda standen in regelmäßigen Abständen Töpfe, aber in keinem davon wuchs eine Pflanze. Die Fensterläden waren zerbrochen, einzelne Latten hatten sich daraus gelöst, und von der Hausverkleidung blätterte die Farbe ab, die schon lange ausgebleichen und nicht erneuert worden war.

Riya lehnte dicht an der Mauer, umfasste mit ihren kleinen Händen die gesplitterte Betonkante, ihr Gesicht angespannt. »Ich komme jeden Tag an diesem Haus vorbei«, sagte sie. »Ich habe da noch nie jemanden drin gesehen.«

Leer stehende Häuser waren nichts Ungewöhnliches in Doubtful. Grundstücke waren billig, aber es gab kaum Jobs, die neue Bewohner hätten anlocken können. Vergessene *Zu verkaufen*-Schilder standen überall im Ort, verwittert oder bereits umgekippt wie lockere Zähne, einfach aufgegeben und zurückgelassen.

Abby erinnerte sich, dass sie einige dieser leeren Gebäude hatte erkunden wollen, damals, als sie jung und scharf auf Abenteuer gewesen war. Sie hatte schnell gelernt, dass das keine gute Idee war. Es kam allzu oft vor, dass jemand in solchen Häusern Dinge fand.

Gestalten kamen aus dem Haus oder gingen hinein, Taschenlampen in der Hand. Die hinteren Türen des Krankenwagens standen offen, aber Abby konnte nicht sehen, ob da jemand drin war. Das meiste Gewusel schien Polizisten zu betreffen. Ihre Uniformen und Dienstmarken blitzten wieder und wieder im rot-blauen Licht auf, aber die Mützen waren zu tief ins Gesicht gezogen, um irgendeinen von ihnen zu erkennen.

Rhys hatte einen Unterarm auf die Mauer gestützt, während seine dunklen Augen über die Szenerie wanderten. »Denkt ihr, der Neue ist da, den sie angefordert haben?«

Einer der Deputys hatte die Stadt vor fast sechs Wochen verlassen, hatte seine Familie ins Auto gepackt und war abgezischt, ohne auch nur formell den Dienst zu quittieren. Die Stadt war gezwungen gewesen, einen von außerhalb einzustellen. Der Neue und seine Tochter waren offenbar erst vor wenigen Tagen hergezogen, aber Abby hatte bisher weder ihn noch sie gesehen.

»Ich kann mir gar nicht vorstellen, was für ein mieses Willkommen das wäre.«

Connor stöberte in dem Stapel zurückgelassenen Krempels herum, zog schließlich etwas heraus. Er hatte einen Klappstuhl aus Metall gefunden, ganz rot vor lauter Rost. Er schüttelte ihn, um ihn zu öffnen.

»Du holst dir bloß Tetanus«, kommentierte Riya bei den Geräuschen, die das protestierende Metall machte, ohne dabei den Blick von der Straße zu nehmen.

Connor stimmte ihr mit einem Brummen zu, stellte den Stuhl aber trotzdem nahe der Mauer auf und setzte sich hin. Sein helles, dicht gelocktes Haar absorbierte die sich unten drehenden Lichter und wechselte mit jedem Aufblitzen die Farbe.

»Da«, hauchte Riya und reckte sich ein paar zusätzliche Zentimeter. »Seht doch!«

Die Aktivitäten im Haus schienen sich nur noch in einem Raum abzuspielen. Die Lichtkegel der Taschenlampen kreuzten sich, waberten hektisch und ließen das Licht aus Lücken in den zerbrochenen Fensterläden oder zwischen den zerschlissenen Vorhängen hindurchdringen.

Abby reckte sich mit angehaltenem Atem nach vorn; sie wusste, was als Nächstes kam. Ein Teil von ihr wollte es nicht sehen, aber der größere, stärkere Teil *musste* es sehen.

So überlebte man in Doubtful.

Man beobachtete, sah zu, sah hin. Man lernte daraus.

Und man stellte die Regeln auf, die einen retten konnten. Man befolgte sie.

Gestalten erschienen im Türrahmen und trugen etwas auf einer Bahre heraus. Sie trugen dicke Handschuhe. Breite Masken bedeckten die untere Hälfte ihrer Gesichter. Sie hatten die Köpfe geneigt, blickten leicht seitlich nach unten, behielten erst die eingesunkene Veranda im Blick, dann die Stufen, die hinunterführten, und dann das ausgetrocknete Gras auf dem Weg zum Krankenwagen. Abby gewann den Eindruck, dass sie nicht nur darauf achteten, wohin sie traten, sondern gleichzeitig verzweifelt zu vermeiden versuchten, ihre Last genauer anzuschauen.

Das Ding auf der Bahre war mit einem weißen Tuch bedeckt. Es war nicht groß genug, um ein kompletter Mensch zu sein.

Aber es war zweifellos ein Teil eines Menschen.

Der ersten Bahre folgte sogleich eine zweite. Auch hier war die Last von einem Tuch bedeckt. Diesmal war das Ding größer, aber immer noch nicht groß genug für einen kompletten Leichnam.

Abby erhaschte einen Blick auf die Augen der Beamten: in Abscheu zusammengezogen.

»Was glaubt ihr, was das war?«, fragte Connor.

Abby konnte sich nicht überwinden, ihm eine Antwort zu geben. Es fühlte sich alles zu grauenvoll an, zu bitter, so als würde sie darauf wetten, wessen Familie später am Morgen einen Anruf bekäme. Wessen Leben unwiederbringlich verändert werden würde.

Eine dritte Bahre verließ das Haus, und diesmal bedeckte das Tuch etwas Kleineres als bei den beiden anderen.

Riya sog rasch die Luft ein. »Es ist mehr als eine.«

Abby bedachte sie mit einem Blick. Riyas Augen glänzten beinahe fiebrig.

»Ich habe drei Füße gezählt. Diesmal haben sie mehr als eine Leiche gefunden.«

Abby lehnte sich weiter vor, während ihr Herz immer schneller schlug. Unter ihren Händen spürte sie Splitter des bröckelnden Betons. Die erste Bahre war bereits in einem der Rettungswagen verladen worden, aber sie glaubte, dass Riya recht hatte. Die einzelnen Bündel stellten jeweils keinen kompletten Leichnam dar, aber zusammengenommen summierten sie sich zu mehr als einem.

Der Beamte, der die letzte Bahre mit heraustrug, glitt auf den Stufen der Veranda aus. Selbst aus dieser Entfernung konnte Abby hören, wie er einen erschrockenen Schrei ausstieß. Die Bahre neigte sich, das große Tuch rutschte herunter. Ein anderer Polizist sprang ihm bei, packte das

Tuch und zerrte es wieder über die Last auf der Bahre, aber er war nicht schnell genug.

Sie sah kurz das, was darunter lag.

Haut. Und den roten Faden, der hindurchgewoben war, mit dem man sie wieder zusammengenäht hatte.

»War das ...« Connors Stimme verlor jede Heiterkeit. Seine Worte kamen gedämpft und mit deutlich hörbarem Unwohlsein aus seinem Mund. »Eine Hand?«

Ja und nein. Ein Teil einer Hand. Und andere Teile.

Angewidert und wie gelähmt beobachtete sie, wie die letzte Bahre in den Rettungswagen gehoben wurde und darin verschwand.

Dann packte Rhys auf einmal ihren Oberarm. »Vickers«, flüsterte er. Alle vier reagierten wie eine Person, duckten sich ganz schnell unter die Mauerbrüstung.

Rhys musste nicht erklären, was er gemeint hatte.

Charles Vickers war hier. Natürlich war er das.

Er war an jedem Tatort, bei jedem neuen Fund. Oft schon bevor die Polizei eintraf.

Das Dach der Firma war dunkel. Es wäre schwierig, sie hier oben auszumachen. Langsam und mit angehaltenem Atem richtete Abby sich stückchenweise wieder auf, bis sie über die niedrige Mauer blicken konnte.

Charles Vickers befand sich auf der Veranda gegenüber. Er saß in einem Schaukelstuhl und hatte die Hände im Schoß gefaltet. Sein helles Haar, das sich am Oberkopf zur Glatze lichtete, war ordentlich gekämmt und er trug einen seiner marineblauen Pullover. Ein kompliziertes Strickmuster spannte sich über seinen Oberkörper. Er machte den Eindruck, als wäre er gerade vor die Tür gekommen, um hier zu entspannen.

Nur war das nicht sein Haus. Charles Vickers wohnte am anderen Ende des Ortes, in der Stokes Lane.

Es schien ihm absolut nicht unangenehm zu sein, in einem fremden Schaukelstuhl zu sitzen, auf einer Veranda, die ihm nicht gehörte, um von dort den Schauplatz eines Verbrechens zu beobachten, der auf der anderen Straßenseite abgeriegelt wurde.

»Wie lange sitzt er denn schon dort?«, fragte Abby, obwohl sie wusste, dass keiner der anderen das beantworten konnte.

Die Veranda lag im Schatten und seine Kleidung war dunkel. Er war kaum zu erkennen, abgesehen von der unauffälligen rhythmischen Bewegung, mit der er in trägen Schwüngen vor und zurück schaukelte.

Er mochte bereits da gewesen sein, als sie und Rhys auf ihren Rädern vorbeigerast waren. Mochte im Dunkeln gegessen und sie beobachtet haben.

»Sie haben ihn auch gesehen«, flüsterte Riya.

Zwei Polizeibeamte überquerten mit langsamen, gemessenen Schritten die Straße, von hinten abwechselnd blau und rot beleuchtet. Einer von ihnen blieb mitten auf der Straße stehen, stemmte die Hände in die Hüften und platzierte sich breitbeinig wie ein Fels. Die Beamtin ging noch ein paar Schritte weiter, bevor sie ebenfalls stehen blieb. Sie sprach jetzt mit Vickers.

»Ich wette, er hat sie hergerufen«, murmelte Riya.

»Hä?«, machte Connor.

Riyas Stimme klang angespannt. »Woher sollten sie sonst wissen, dass sie die Leichen dort finden würden? Wer untersucht denn verlassene Häuser um vier Uhr in der Frühe? Vickers hat das so arrangiert und sie dann gerufen und sich hingesetzt, um zuzuschauen, wie sie seinen Tatort untersuchen.«

Das ergab viel zu viel Sinn. Er wurde immer dreister.

Die Unterredung konnten sie hier oben nicht hören, aber sie schien sich hinzuziehen. Vickers wirkte wie immer ruhig und schaukelte langsam, während er sprach.

Dann erhob er sich schließlich aus dem Stuhl.

Charles Vickers gab eine einschüchternde Gestalt ab. Er war nicht außergewöhnlich groß und versuchte auch nicht, bedrohlich zu wirken. Meistens trug er Strickpullover oder Windjacken, auch im Sommer. Seine Schultern waren gerundet, sein Gebaren unscheinbar und gleichmütig. Er sah aus, als könnte er ein Lehrer an der High School sein, ein Berufsberater oder ein Sporttrainer.

Bis man sein Lächeln sah. Er lächelte stets nur leicht, auf eine beunruhigende Weise, denn sein Lächeln war wissend, heimlich. Als wüsste er über einen großen Scherz Bescheid, den man selbst nicht verstand. Als würde er einen hinter seinen geschlossenen Zähnen auslachen.

Er trug dieses Lächeln im Gesicht, als er die Stufen der Veranda herunterkam. Die beiden Polizeibeamten traten jeweils einen Schritt zurück. Er sagte etwas, hob die Hand zum Gruß und wandte sich dann ab.

»Sie müssen ihm gesagt haben, dass er weitergehen soll«, stellte Connor mit kratziger Stimme fest. »Seht ihr? Er trollt sich.«

Charles ging die Breaker Street bis zum Ende entlang, dann den Gehweg mit den vielen Rissen im Asphalt, und bog schließlich in die Hauptstraße ein. Er war schon fast an dem Firmengebäude vorbei, als er innehielt.

Abby Herz zog sich schmerzhaft zusammen. Charles Vickers stand jetzt beinahe direkt unter ihrem Versteck. Er legte den Kopf zurück und spähte schräg hinauf zu ihnen. Und schenkte ihnen sein leichtes, wissendes Lächeln, das höhnisch wirkte.

Sie wichen unwillkürlich zurück. Abbys Schulter drückte gegen den Beton der niedrigen Mauer. Sie spürte Riyas Atem heiß und hastig in ihrem Nacken.

Charles Vickers' Lächeln wurde ein winziges bisschen breiter, der entstehende Schlitz entblößte nur wenig von den kleinen, makellosen Zähnen. Dann wandte er sich wieder ab, ging weiter den Gehweg entlang und verschwand in den Straßen des Städtchens.

Abbys Blut rauschte zu schnell durch ihre Adern. Ihre Kehle schmerzte. Auch nachdem Vickers fort war, konnte sie sich nicht wieder entspannen.

Riya stöhnte, ließ sich gegen die Mauer sinken und lehnte sich zurück. Es schien sie nicht zu stören, dass sie in einem Haufen modernder Blätter und vergessenem Abfall saß. Connor hievte sich umständlich auf die Beine und machte sich erneut auf dem rostigen Stuhl breit, die Beine schief aufgestellt, eine Hand auf die Brust gepresst. Sein Herz raste.

»Er ist der Stichter.« Riya spie die Bezeichnung geradezu aus, als wäre es ein Fluch, ein Schimpfwort. »Noch mehr Leichen, und die Polizei lässt ihn einfach gehen. Schon wieder.«

Abby sah sich nach dem Haus um, in dem die menschlichen Überreste gefunden worden waren. Die beiden Beamten, die mit Charles Vickers gesprochen hatten, waren zu ihren Kollegen zurückgekehrt. Ein anderer Polizist rollte Absperrband von der Rolle, markierte damit das gesamte Gebäude und wickelte es rings um das Grundstück. Dort würde es wahrscheinlich bleiben, bis sich die Knoten lösten und das Plastik verrottete, bis einzelne Streifen sich im Wind losrissen und im Matsch oder in den Büschen verloren gingen. Genau wie all die anderen Male.

Ein zerrissenes Spinnennetz aus vergessenem Absperrband, das sich über die gesamte Stadt zog.

Der Motor eines Rettungswagens wurde angelassen; es klang wie ein tiefes Knurren, als der Wagen sich bereit machte, die Leichen fortzubringen.

»Zumindest waren wir diesmal hier und haben es gesehen«, sagte Connor. Er zögerte und zog ungläubig die Brauen zusammen. »Das war der Plan, richtig? Erinnerst mich noch mal daran, wieso das etwas war, das wir uns unbedingt anschauen wollten!«

»Nur Wissen bietet Sicherheit«, erwiderte Riya und zitierte damit eine ihrer Regeln. Sie schloss die Augen und zog eine Grimasse. Sie hatte aufmerksam und angespannt hinübergestarrt, und Abby wusste, dass ihr nun die Bilder vor Augen standen – rote Fäden, die sich durch die Haut unter dem Tuch zogen.

»Ja, hab ich verstanden.« Connor lehnte sich noch weiter zurück, und der Stuhl ächzte zur Antwort. Er verzog die breiten Lippen zu einem schuldbewussten Lächeln. »Aber da ist ja auch immer noch die Regel, nach der wir im Dunkeln nicht rausgehen sollen. Und nun sind wir trotzdem draußen.«

Riya wedelte unwirsch mit einer Hand. Die Grimasse vertiefte sich. »Du hast recht, aber jetzt ist es ja schon Morgen- nacht.«

»Was ist es?«

»Ist dir nie aufgefallen, dass das was anderes ist?« Sie öffnete ein Auge zumindest zu einem Schlitz, um ihn ansehen zu können. »Spätnachts und ganz frühmorgens? Du kannst morgens um vier joggen gehen, und die Leute denken maximal, dass du es mit dem Gesundbleiben ein bisschen über- treibst. Aber wenn du um Mitternacht joggen gehst ... tja. Dann ist das schräg und macht misstrauisch, richtig? Das findet niemand normal.«

Einen Moment lang saßen sie alle nur da und ließen die Stille auf sich lasten.

Dann sagte Connor: »Ganz ehrlich, Leute. Ich glaube nicht, dass diese Stadt dafür gemacht ist, normal zu sein.«

Die Anspannung der vergangenen Stunde löste sich und flitschte geradezu davon wie ein bis zum Anschlag gezogener Gummi, der plötzlich losgelassen wird. Abby krümmte sich und lachte erstickt in sich hinein, auch wenn ihr die Brust nach wie vor schmerzte. Selbst Rhys neben ihr ließ zu, dass etwas wie ein Lächeln um seine Mundwinkel spielte, bevor auch das wieder schwand.

Dergleichen bekam sie nicht oft zu sehen, aber wann immer es auftauchte, wusste sie es umso mehr zu schätzen. Rhys lächelte fast nie mehr dieser Tage.

»Du weißt doch, was ich meine«, beharrte Riya mit nachdrücklich gehobenen Brauen. »Niemand sollte nach Einbruch der Dunkelheit draußen unterwegs sein. Aber es gibt einen Unterschied zwischen Abenddämmerung und Morgendämmerung. Und wenn wir eben doch im Dunkeln das Haus verlassen müssen, dann ist mir lieber, es ist an diesem Ende der Nacht.«

Abby wusste, was Riya meinte. Weit entfernt am Horizont hauchte der Morgen seine ersten Atemzüge in die Nacht. Licht bedeutete Sicherheit. Jedenfalls gerade so viel Sicherheit, wie man sich in Doubtful erhoffen konnte.

Und es war immer besser, auf der Nachtseite des heran nahenden Tageslichts zu sein statt auf der des abnehmenden.

Der unbeschwerte Moment war kurz gewesen, beinahe verzweifelt. Dann fragte Abby wider besseres Wissen: »Hat noch jemand von euch Alpträume?«

»O ja, allerdings«, erwiderte Connor. »Drei allein in der letzten Woche.«

»Mein Fernseher lässt sich nicht einschalten«, meldete sich Riya zu Wort. »Und das Radio klingt seltsam. Es wird wieder schlimmer.«

Eine Polizeisirene schallte plötzlich sekundenlang zu ihnen herauf, bevor der Fahrer sie abschaltete. Einer der Streifenwagen fuhr weg und folgte dem Rettungswagen.

*Es wird wieder schlimmer.* Wenn der Kreislauf des Grauens, der hier in Doubtful herrschte, einem logischen Muster folgen würde, dann sollte die Entdeckung einer Leiche einen Höhepunkt darstellen, einen Endpunkt, einen finalen Hammer. Aber dem war nicht so. *Es wird schlimmer* bedeutete weitere verschwundene Menschen. Und zwar schon bald.

»Haltet euch an die Regeln. Vergesst sie nicht«, sagte Rhys. Seine Stimme war sanft, aber sie wandten sich ihm alle zu. »Und haltet euch von Vickers fern.«

Abby dachte erneut daran, wie Vickers zu ihnen hochgeschaut hatte, wie sein heimlichtuerisches, leichtes Lächeln vom Blau und Rot der Warnlichter beleuchtet worden war. Er hatte geradezu entzückt gewirkt. Kalte Schauer flossen durch Abby hindurch, und sie zog sich die Jacke enger um die Brust.

Rhys fuhr fort: »Wenn sich einer von euch aus irgendeinem Grund irgendwo allein mit Vickers wiederfindet, ruft mich an. Wenn ihr euch sonst irgendwo irgendwann nicht sicher fühlt, ruft mich an. Ganz egal wo, ganz egal wann. Ich komme dann.«

Er hatte dieses Versprechen schon mehrfach gegeben, und Abby wusste, dass er es ihnen allen gab. Aber Rhys sah Abby direkt an, als er es aussprach.

Ihr Herz machte diesen seltsamen kleinen Satz, bei dem ihr nicht wohl war und den es manchmal in seiner Nähe machte. Es fühlte sich an, als hätte sie die Anzahl der Stufen

im Dunkeln falsch eingeschätzt und würde mit einem Fuß in der Luft landen. Wie bei der Gefahr, zu fallen. Ein mulmiges Absacken des Magens, ein erschrockenes Einatmen. Der Mix aus Schwindel, Aufregung und Schock, wenn der Körper sein Gleichgewicht wiederfindet.

Sie wandte den Blick ab und richtete ihn lieber auf die Sterne über ihnen, die inzwischen rapide verblassten. Sie dachte nicht gern über diese Empfindungen nach oder darüber, was sie bedeuten mochten und wohin es führen würde, wenn sie auf sie hörte.

Es hatte auch überhaupt keinen Sinn, über solche an sich normalen Dinge nachzudenken, denn es gab keine Happy Ends in Doubtful.

Darcy Coates bei FESTA:

*Der Fluch von Carrow House*  
*Der Fluch von Ashburn House*  
*From Below – Die Toten warten*  
*Es spukt in Craven Manor*  
*Geister in Blackwood House*  
*Die Folcroft-Geister*  
*Where He Can't Find You*

Infos, eBooks & Leseproben:  
[www.Festa-Verlag.de](http://www.Festa-Verlag.de)